



Helmut Rabe im Mai 2012

Ostern 1936 wurde ich in die 14. Volksschule in der Schanzenstraße 2 eingeschult. Einer meiner Lehrer hieß Herr Richter, ein anderer war Herr Kaltofen.

Nach dem 3. oder 4. Schuljahr – ich glaube es war 1938 – wurde aus der 14. Volksschule ein HJ-Heim und ich wechselte in die 30. Volksschule in der Windmühlenstraße. Herr Kaltofen war auch dort einer meiner Lehrer. Außerdem gab es auch einen Lehrer Herr Lehmann. Der hatte uns immer mit der einen Hand an der Gurgel festgehalten und mit der anderen Hand setzte es dann eine Dachtel, eine Ohrfeige. Herr Riemer war unser Sportlehrer. Direktor der 30. Volksschule war Herr Schmoll, der kam immer in SA-Uniform in die Schule.



Helmut Rabe mit einem Freund

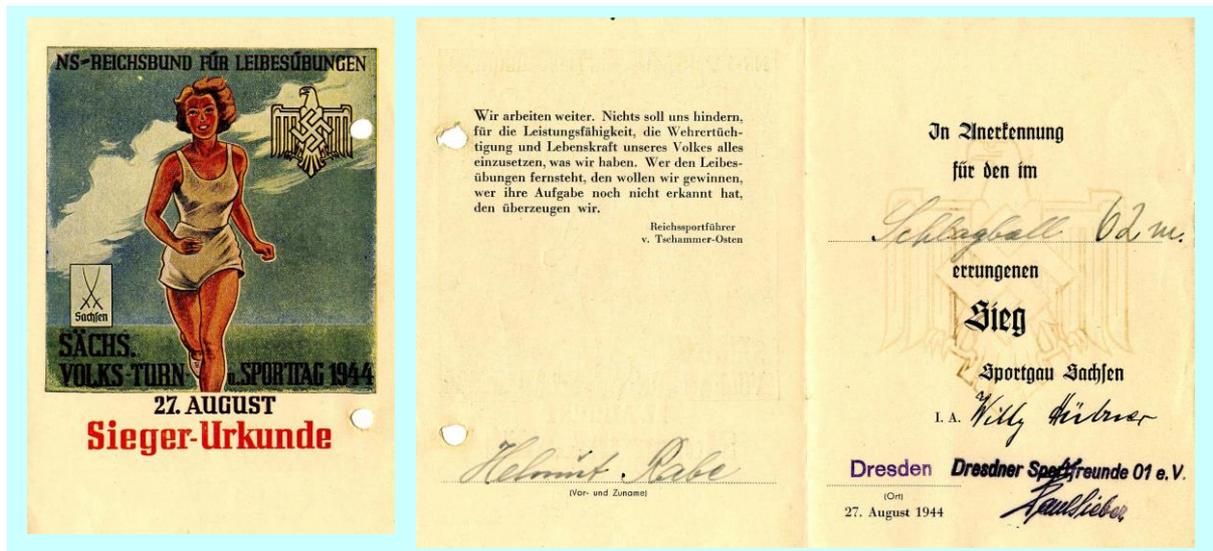
Handballspiele an und wohnte in der Prießnitzstraße.

Mein Name ist Helmut Rabe. Ich wurde am 3. Oktober 1929 als zweitältester von drei Söhnen geboren. Mein Vater arbeitete als Pappdecker, meine Mutter als Tabaksortiererin. Viel Geld hatten wir nicht, wir wohnten in der Ooppelstraße 34 (heute: Rudolf-Leonhard-Straße), einem typischen Arbeiterviertel in der Dresdener Neustadt.



Helmut und sein jüngerer Bruder Gerhard mit Mutter Helene Rabe im Hof Ooppelstraße 34

Im Hof der Schule stand ein kleines Häuschen. Dorthin brachten die Kinder während des Krieges immer Papier mit, wenn wir für das Winterhilfswerk sammelten. Ich durfte das Papier annehmen und stapeln, hatte die Pause zu tun und kam natürlich dann meist zu spät zum Unterricht. Aber bei Herrn Kaltofen hatte ich einen guten Stand, denn ich war – gemessen am Klassendurchschnitt – nicht schlecht in der Schule, er schaute sich immer unsere



In den ersten Kriegsjahren war Dresden noch nicht vom Krieg berührt. Später fiel oft der Unterricht aus. Ich kann zum Beispiel bis heute noch nicht richtig schwimmen, weil wegen des Krieges die Bäder geschlossen waren und der Schwimm-Unterricht ausfiel, den wir eigentlich ab der vierten Klasse gehabt hätten. Im Turnen hatten wir eine schöne Halle, bis sie bei den großen Angriffen am 13. und 14. Februar 1945 kaputt ging. Wir hatten auf dem Schulhof gute Anlagen für 60-m-Lauf, Weitspringen und Hochsprung. In der Freizeit gab es damals keine Veranstaltungen, die von der Schule organisiert wurden. Vom Jungvolk und von der Hitler-Jugend wurden in der Schanzenstraße Sportfeste organisiert, wo du dann auch Urkunden bekamst. 1943 ging ich in die Bärnsdorfer Straße zu Sportfreunde 01 und sagte zu den dort trainierenden Fußballern: „Ich würde gern Fußball spielen, aber ich habe keine Fußballschuhe!“ Da haben die mir geantwortet „Wenn du keine Schuhe hast, ... wir



haben auch keine ...“ Aber irgendwie machte einer der Fußballer den damaligen Sektionsleiter Handball Karl Adam auf mich aufmerksam. Jedenfalls kam der auf mich zu und meinte: „Wenn du nicht Fußball spielen kannst, weil du keine Schuhe hast, dann kannst du doch aber Handball spielen, denn Turnschuhe besitzt du doch?“ Als ich bejahte, schlug er vor: „Da bringst du ein paar Jungen aus deiner Klasse und den Nebenklassen mit.“ Ich fragte noch: „Wie viele sind wir denn schon?“ – „Na, du bist der Erste.“ So fragte ich in meiner Klasse und den drei Parallelklassen, um die notwendigen elf Spieler für das Großfeld-Handball zusammenzubekommen. Die zwölf, dreizehn, vierzehn Leute zu finden, war kein Problem, denn es gab damals kaum Freizeitangebote. Und Turnschuhe besaßen wir alle, schon des Sportunterrichts wegen. Eine Woche später bin ich wieder zu Karl Adam und sagte: „So, ich habe vierzehn Jungen zusammen.“ – Herr Adam: „Na ja, da müssen die alle das Anmeldeformular ausfüllen und unterschreiben ...“ – Ich fragte noch: „Und wann haben wir Training?“ – Er nannte mir eine Zeit und „Aber ich habe da keinen Trainer. Das musst du übernehmen!“ Als ich zögerte „Ich habe doch davon gar keine Ahnung!“, gab er zurück „Ihr könnt doch da mit dem Ball schießen und rumlaufen und so ...“ So fingen wir im Juni 1943 an. Die Mannschaft entwickelte sich und wir wurden im Winter 1943 im Hallenhandball Stadtmeister des Deutschen Jungvolks.

Ostern 1944 schloss ich die 8. Klasse ab. Ich begann eine dreijährige Berufsausbildung zum Kaufmann. Den Theorieunterricht absolvierte ich in der Höheren Lehranstalt der Dresdner Kaufmannschaft im Malergässchen am Postplatz. Im ersten Jahr musste Schulgeld entrichtet werden. Dies zahlte mein Chef Georg Kurth, der großen Wert darauf legte, dass ich an diese Schule ging. Nach dem Krieg musste kein Schulgeld mehr gezahlt werden.

Im Sommer 1944 meldeten sich mein elfjähriger Bruder Gerhard und ich zum Kartoffelschälkommando im Wehertüchtigungslager der Hitler-Jugend in Hinterhermsdorf. Altersmäßig gehörten wir noch nicht zur Hitler-Jugend, sondern waren erst Deutsches Jungvolk. Meine Mutter war aber froh darüber, dass wir in dieser Zeit ordentlich mit Essen versorgt wurden und sie für uns keine Lebensmittelkarten abgeben musste. Mit dem Schiff fuhren wir bis Bad Schandau, dann ging es mit der Bahn bis zum Lichtenhainer Wasserfall und ab da liefen wir bei glühender Hitze bis Hinterhermsdorf. Vor uns marschierte die Hitler-Jugend, die waren alle älter als wir und hatten einen ganz anderen Schritt als wir ... Das Lager war eine große und ziemlich moderne Anlage, in der wir in 12-er-Zelten schliefen. Als Toilette gab es eine große Grube, über die ein Holzbalken gelegt wurde. Auf Holzplanken balancierte man über die Grube, setzte sich auf den Balken und konnte sein Geschäft verrichten. Selbstverständlich durfte man beim Betreten der Planken nicht daneben treten, sonst wäre man in die Grube gefallen.

An der Ausbildung nahmen wir nicht teil. Die Lagerleitung wollte zwar, dass auch wir Pimpfe etwas an der Ausbildung teilnehmen sollten und fragte in der Küche nach, ob wir nicht wenigstens nach dem Mittag mitmachen könnten. Aber der Küchenchef gab uns nicht frei: „Neee, die müssen noch Kartoffeln schälen ...“ Uns gab er immer auf „Nicht so viel schälen, damit wir auch nachmittags noch etwas zum Schälen haben.“ So hatten wir, wenn die HJ nach dem Mittag zum Marschieren aus dem Lager zog und wir allein waren, viel Freizeit und spielten Fußball.

Einmal gab es einen Vorfall. Da hatte einer der Hitler-Jungen einen Kameraden-diebstahl begangen und wurde dann sehr gestriekt.

Bei einem Geländespiel war einmal der Unterbannführer dran. Er wurde wegen seiner sehr schlanken Gestalt „Stahl-Wade“ genannt und war nicht sehr beliebt, war

verrucht. Ihn hatten sie beim Spiel gefangen und dann ganz schön verdroschen. Da gab es sogar noch ein Nachspiel ...

Anfang 1945, also noch vor den großen Angriffen, gehörte ich altersmäßig nicht mehr zum Deutschen Jungvolk, sondern zur Hitler-Jugend (HJ). Wir trafen uns regelmäßig im HJ-Heim in der Schanzenstraße, wenn wir nicht im Freien Marschieren und Singen übten. Bei einem dieser Heimat- oder Schulabende, die jeden Mittwoch stattfanden – vermutlich war es im Januar 1945 – gab es ab 15 Uhr nur ein Thema: freiwillig zur SS melden. Wer unterschrieben hatte, der durfte nach Hause gehen. Die Ersten konnten schon nach einer halben Stunde gehen. Ich habe immer gesagt „Nein, nein, nein, ...“ Irgendwann, es muss abends um 8 oder schon um 9 gewesen sein, kam meine Mutter und holte mich nach Hause, ohne dass ich unterschrieben habe. Die meisten, die unterschrieben hatten, bekamen ein paar Tage später die Einberufung zum Hitler-Jugend-Regiment Dresden, das in der ehemaligen 7. Volksschule in der Ooppelstraße 37 stationiert war. Die 7. Volksschule war zuvor kurzzeitig Ausländerwohnheim für Aussiedler aus Bessarabien.

Ich habe die Jungen, die ich kannte, dann immer besucht, habe vor dem Fenster gestanden und wir haben uns unterhalten.

Dieses Regiment marschierte noch am 7. oder 8. Mai von Dresden in die Tschechei. Einige, die ich später traf, erzählten, dass in Tetschen-Bodenbach (heute: Děčín) die Einwohner – Sudeten-

Deutsche – zu ihnen gesagt hätten „Zieht die Uniformen aus, hier habt Ihr Zivilkleidung. Und geht nach Hause!“ Darauf sind die meisten wieder zurückgelaufen. Ob dabei welche zu Tode kamen, weiß ich nicht. Die Wehrmacht hatte sich nämlich in dieser Zeit Richtung Erzgebirge und

General Ferdinand SCHÖRNER (1892 – 1973) wurde am 5. April 1945 zum Generalfeldmarschall ernannt und in Hitlers Testament am 30. April 1945 zum Oberbefehlshaber des Heeres bestimmt. Der „blutige Ferdinand“ war berüchtigt für seine Brutalität und Rücksichtslosigkeit gegenüber Deserteuren. Der spätere bundesdeutsche Verteidigungsminister Franz Josef STRAUß (1915 – 1988) nannte ihn 1955 ein „Ungeheuer in Uniform“.

Tschechien zurückgezogen. Unter General Schörner muss es dabei auf der Strecke nach Tschechien massenhaft zu Hinrichtungen von sog. Deserteuren gekommen sein, da sollen an vielen Bäumen Soldaten gehenkt worden sein.

In der Freizeit liefen wir damals mit sieben, acht Leuten auf den Heller oder an die Prießnitz. Auf dem Weg zum Heller liefen wir von der Ooppelstraße die Heerstraße (heute: Stauffenberg-Allee) lang bis zum Hammerweg. Dort gab es überall kleine Schützenlöcher, in denen die Soldaten täglich übten. Wir suchten nach Munition, meist Platzpatronen. Die Platzpatronen öffneten wir, um deren Inhalt anzubrennen. Auf dem Weg zum Heller kamen wir an den Kasernen vorbei. Wenn gerade Soldaten aus einem Fenster schauten, fragten wir – denn Hunger hatten wir eigentlich immer – nach altem Brot und erhielten häufig auch welches.

An der Prießnitz bauten wir uns in der Nähe eines kleinen Wasserfalls eine Sandburg, in der wir uns im Kreis setzten und die vorher in der Apotheke an der Ooppelstraße/ Ecke Tannenstraße gekauften Asthma-Zigaretten pafften. Die Asthma-Zigaretten erhielten wir in der Apotheke ohne weiteres, während es richtige Zigaretten nur auf Raucherkarte gab.

Einmal brachte ich meiner Mutter einige Forellen mit nach Hause. Die schwammen in der Prießnitz wie betäubt rum. Scheinbar hatte im Industriegelände irgendjemand giftiges Wasser in die Prießnitz abgelassen.

Die drei großen Angriffe am 13. und 14. Februar 1945 – Faschingsdienstag und Aschermittwoch – erlebten wir im Keller. Alle Hausbewohner saßen eng beieinander und bangten, dass unser Haus möglichst verschont bleiben würde. Beim ersten Angriff schlugen mehrere Brandbomben durch das Hausdach und drohten, es niederzubrennen. Wir hatten insofern Glück, dass ein paar im Haus wohnende Männer auf Heimaturlaub waren und so eine Eimerkette organisieren konnten. Ich machte selbstverständlich kräftig mit und so schafften wir es nach etwa einer Stunde, das Feuer im Dach zu löschen. Danach lief ich die Ooppelstraße runter. An der Ecke Bischofsweg brannte das Eckhaus, das ehemals einem zwangsenteigneten Juden Meitner gehörte, lichterloh. Ich ging in die Hechtstraße zu meiner Tante Else, um nach dem Rechten zu sehen. Von ihr bekam ich für meine Mutter ausgerichtet, dass die Familie meiner Tante sich am nächsten Tag zu Verwandten nach Stürza / Heeselicht in Sicherheit begeben wollte.

Beim zweiten Angriff explodierten mehrere Bomben auf dem Bahndamm direkt hinter unserem Haus. Durch die Druckwelle gingen alle Scheiben im Haus zu Bruch und unsere Wohnungstür hing nur noch lädiert in den Angeln.

Am Donnerstag zogen wir wie verabredet mit Tante Else, meiner Cousine Erna mit einem Handwagen, der das Nötigste transportierte, die Heerstraße lang, am Fischhaus vorbei durch die Heide nach Bühlau raus. Unterwegs begegneten uns viele Menschen, die meisten verstört, die ebenfalls mit Sack und Pack die Königsbrücker und die Bautzener Straße stadtauswärts zogen. In Weißig bekamen wir in einer Schule kostenlos Mittagessen, wie ich mich noch erinnere ein sehr gutes Mittag – oder lag es einfach daran, dass wir lange nichts gegessen hatten. Danach liefen wir weiter durch Rossendorf und Stolpen bis Stürza. Dort blieben meine Mutter, mein Bruder Gerhard und ich bei einer Familie Hornoff, die Verwandte meiner Tante waren und ein winziges Häuschen besaßen. Meine Tante und meine Cousine zogen ins nächste Dorf nach Heeselicht, dort hatten sie ebenfalls Verwandtschaft. Wir bekamen in Stürza ein Zimmer, meine Mutter zahlte eine kleine Miete. Nach vier Wochen sind wir aber wieder zurück. Meine Mutter wollte zwar noch nicht nach Dresden, denn nach wie vor drohten Bombenangriffe, aber irgendwie gab es Spannungen mit unseren Gastgebern wegen der Enge, in der wir alle zusammen in dem viel zu kleinen Haus wohnen mussten. Während der vier Wochen fuhr ich jeden Tag mit dem Fahrrad in unsere Wohnung in der Ooppelstraße. Ich habe in die Fenster neue Scheiben eingesetzt und verkittet.

Das Glas dafür erhielt ich kostenlos auf dem Dammweg. Da ich handwerklich nicht sehr erfahren war, gingen mir zwar einige Scheiben kaputt, aber letztlich

Am 2. März 1945 vormittags bombardierten 455 Bomber der US Army Air Force Bahnanlagen in Dresden-Friedrichstadt und Dresden-Neustadt.

hatte ich in der gesamten Wohnung neue Scheiben eingesetzt. Als ich gerade mit den Fenstern fertig war, kam Anfang März der nächste Bombenangriff und alle Scheiben waren wieder kaputt ...

Zwischendurch hatte ich mich mit einem der beiden Jungen von Hornoffs – er hieß Günther – angefreundet. Mit ihm fuhr ich hin und wieder gemeinsam nach Dresden. Er suchte in Dresden nach Verwandten, die sich seit dem Angriff nicht gemeldet hatten. Ich half ihm beim Suchen – allerdings blieben wir erfolglos. Einmal fuhren wir nach Rippien hinter Goppeln zu Verwandten von ihm, die dort einen Bauernhof besaßen. Von denen erhielten wir eine große Tüte mit Griefen für den ausgelassenen Speck. Die Griefen haben so gut geschmeckt, dass wir unterwegs die gute Hälfte davon wegputzten. Oh, das hat geschmeckt ...

Am 17. April 1945 hatte mein großer Bruder Peter seinen 25. Geburtstag. Er diente als Soldat und war in Strehla bei Riesa in einem Gasthaus einquartiert. Meine Mutter sagte zu mir: „Willst du nicht hinfahren und ihm einen Kuchen bringen?“ So bin ich am 17. April früh mit dem von meiner Mutter gebackenen Kuchen auf dem Fahrrad zum Neustädter Bahnhof gefahren. Von dort fuhr der Zug nach Riesa. Als wir in Riesa über die Elbe-Brücke fuhren, kamen amerikanische Jagdbomber und warfen Bomben ab, obwohl wir ein ganz normaler ziviler Transport waren. Sie trafen glücklicherweise nicht die Brücke, aber links und rechts neben den Zug fielen die Bomben in die Elbe. Endlich im Bahnhof eingetroffen, wollte ich mein Fahrrad aus dem Gepäckwagen holen, aber die Leute schrien: „Hau ab! Schnell in die Luftschutzkeller!“

Nach dem Angriff bekam ich mein Rad und fuhr nach Strehla auf einer Allee. Die ganze Zeit kreiste ein Flugzeug über mir. Ich hatte riesige Angst, denn ich dachte, die könnten mich sehen und beschießen. Aber aus der Höhe und im Schutz der Bäume haben sie mich wahrscheinlich gar nicht wahrgenommen.

Schließlich kam ich gegen 11 Uhr in Strehla an und suchte das Quartier der Einheit meines Bruders auf. Aber da waren keine Soldaten mehr. Ich erfuhr, dass die Einheit in der Nacht verlegt worden wäre – wohin, wusste niemand. Ich fuhr mit meinem Rad an die Elbe runter und überlegte, was ich machen sollte. Auf einmal kam ein Soldat vorbei, der wie mein Bruder einem Nachrichtenverband angehörte. Als ich ihn nach der Einheit meines Bruders fragte, antwortete er: „Ja, ja. Wir sind letzte Nacht von Strehla verlegt worden. Jetzt liegen wir in Lorenzkirch auf der anderen Elbe-Seite.“ Glücklicherweise fuhr eine Fähre, die mich über die Elbe brachte und ich traf wirklich meinen Bruder. Wir setzten uns an die Elbe auf die Wiese und aßen den Kuchen. Die ganze Zeit, während wir dort saßen, kamen immer wieder Soldaten und warfen ihre Seitengewehre und andere Ausrüstungsgegenstände in die Elbe. „Wir wollen uns in der Nacht Richtung Westen zu den Amis durchschlagen, um nicht zu den Russen in Gefangenschaft zu kommen.“, erklärte mir mein Bruder.

Wie wir dort saßen, kamen auf einmal Bomberverbände. „Oh“, sage ich. „Die fliegen nach Dresden.“ Mein Bruder wiegelte aber gleich ab, um mich zu beruhigen: „Neee, neee. Die fliegen nach Chemnitz.“ Die Bomber flogen aber wirklich nach Dresden, dies war der letzte Angriff auf die Stadt. Zunächst war ich erst einmal beruhigt, denn ich dachte, dass mein Bruder als Soldat das schließlich besser wissen müsste als ich.

Am 17. April 1945 flog die US Army Air Force mit 572 Bombern den letzten Angriff auf das Stadtgebiet von Dresden. Über den Bahnhöfen warf sie 1.385 Tonnen Spreng- und 150 Tonnen Brandbomben ab. Danach war der Bahnverkehr durch Dresden wirksam unterbrochen.

Nachmittags fuhr ich dann mit dem Rad über Riesa und Seerhausen heim. In Seerhausen hatte ich einen Platten, allerdings kein Flickzeug mit. In einer Werkstatt, in der ich weinend um Hilfe bat und sagte, dass ich noch nach Dresden müsse, halfen mir dann ein paar Arbeiter und flickten im Handumdrehen das Loch im Schlauch. So kam ich ganz gut weiter. Ab Meißen sah ich schon den Feuerschein über Dresden. Der Moritzburger Platz war gesperrt, so musste ich über Umwege nach Hause fahren, wo ich gegen 8 Uhr abends in der Ooppelstraße ankam. Meine Mutter war heilfroh, dass ich gesund zurück war.

**1**

- I E Dielitzsch, Karl W., Reu-  
hauswaffenmstr., u. Mit-E.  
Eg Burkhardt, Kurt, Friseur,  
GR.  
Jaschek, Emil, Rfm. (Chefr.  
Frieda, Tabakwhdlg.).  
Bachmann, Rt., Rfm., GR.
- II Graube, Max, Kassierer i. R.  
Otto, Edmund, Eisenb.-  
Oberschaffner.  
Meißner, Paul, Schlosserg.
- III Heßer, Herbert, Schlosserg.  
Facher, Max, Heizer  
Engel, Otto, Kraftfahrer.
- IV Heßer, Max, Postschaffner.  
Anschütz, Peter, Kohprod.-  
Fdr.  
Ancke Emma, Ww
- EG Eg Feistel, Paul, Klem-  
pergeh.  
Gollwitzer, Wilhelm, Kelln.  
Händel, Max, Korbm.
- I Fressler, Otto, Klempererh.  
Dehne, Frieda, Druckerin.  
Walter, Max, Elektriker.

Meine Mutter hatte eine Bekannte, die Frau Engel, die mit ihrer Familie am Königsbrücker Platz 1 im dritten Stock wohnten und drei Söhne und eine Tochter hatte. Als der erste Sohn gefallen war, kam der Parteiortsgruppenleiter quer über den Königsbrücker Platz auf das Haus der Engels zugelaufen und überbrachte die traurige Nachricht. Beim zweiten Sohn schaute Frau Engel gerade aus dem Fenster, als wieder der Parteiortsgruppenleiter mit sicherem Schritt schräg über den Platz auf ihr Haus zusteuerte. Das war die zweite Todesnachricht. Kurz vor Kriegsschluss fielen auch noch ihr dritter Sohn und ihr Mann, der im Volkssturm war. Wenige Tage, bevor die Rote Armee kam, soll ihre Tochter sie aufgefordert haben, Dresden zu verlassen. Als sie mit dem Zug fuhren, wurden sie von Tieffliegern angegriffen – dabei verlor Frau Engel ein Bein. Was aus dieser Familie geworden ist, die so viel Leid erfahren musste, weiß ich allerdings nicht.

aus: „Dresdner Adressbuch“ von 1938

Am 8. Mai 1945 – Keiner wusste, dass dies der letzte Tag des Krieges sein würde! – war ich mit meiner Cousine Erna zeitig mit dem Fahrrad nach Heeslicht aufgebrochen, um Kartoffeln zu besorgen. Von der Verwandtschaft erhielt ich Kartoffeln, Möhren, Kohlrabi und sogar ein Mittagessen. Auf dem Rückweg fuhr ich wie immer die Bautzener Straße stadteinwärts bis kurz nach der Mordgrundbrücke. Dort bog ich in den Pillnitz-Moritzburger Weg in die Dresdener Heide ein. Nach etwa 500 Metern gab es einen fürchterlichen Knall und eine Druckwelle riss mich vom Rad. Ich lag am Boden und fühlte meine Arme und Beine ab – glücklicherweise hatte ich mir nichts gebrochen. Was war passiert? – Die SS hatte den Wolfshügel gesprengt, der nur knapp hundert Meter entfernt war.



Kennzeichen an einem Baum „Pillnitz-Moritzburger Weg“

Der Wolfshügel wurde 1886 als Holzturm errichtet, 1912 durch einen 18 Meter hohen Steinturm ersetzt und war ein beliebtes Ausflugsziel der Dresdener. Im Zweiten Weltkrieg wurde er militärisch als Nachrichtenstation mit Funkmast genutzt.

Ruine des Wolfshügels im Juni 2012



Ich rappelte mich wieder auf, bog mein leicht verbogenes Fahrrad gerade und fuhr weiter. Als ich von der Heeresstraße in die Oppelstraße einbog, sah ich an allen Häusern weiße Fahnen wehen. Die „Russen“ müssen zu diesem Zeitpunkt schon in der Großenhainer Straße gewesen sein.

Zu Hause freute sich meine Mutter zwar über die Kartoffel, die uns für ein paar Tage die Ernährung sicherten. Vielmehr war sie aber froh, dass ich wieder heil angekommen war, denn rings um Dresden hatte sich nun militärisch alles zusammengezogen.

Gegen 5 Uhr nachmittags hatten Rotarmisten am Bischofsplatz ein Pak-Geschütz aufgebaut und feuerten Richtung Gaststätte „Reichsadler“, die gegenüber der „Schauburg“ an der Ecke Bischofsweg / Königsbrücker Straße lag. Dort hatten sich SS-Leute verschanzt und leisteten Widerstand. Noch Jahre später sah man im Gebäude die Einschüsse des Geschützes.

Als dann Ruhe war, hörte ich, wie einer der Umherstehenden sagte: „Ins Proviantamt!“ Meine Mutter war davon gar nicht begeistert, denn überall wurde noch geschossen. Ich ging aber trotzdem die Oppelstraße rauf, über die Heerstraße, am „Lindengarten“ vorbei in die Magazinstraße. Vor dem Proviantamt warteten etwa zwanzig, dreißig Menschen, ein deutscher Wachposten ließ sie aber nicht rein. Die Leute redeten alle durcheinander auf den Posten ein: „Mensch! Die Russen sind schon da. Wie lange willst du noch hier stehen?! Schließ uns auf! Hier hast du meine Jacke ...“ Dann riet einer der wartenden: „Ruf doch einmal deinen Vorgesetzten an!“ Dies tat der Posten wirklich, ging in sein Wachhäusel, kam aber nach zwei, drei Minuten wieder zurück: „Neee, ist keiner rangegangen ...?“ – „Die sind alle fort.“, sagten die ungeduldig Wartenden. Schließlich schloss der Posten auf, ließ sich eine Jacke geben und verschwand. So sind wir ins Proviantamt. Da gab es alles, man wusste gar nicht, was man sich zuerst nehmen sollte. Es gab Fliegerschokolade in runden Dosen. Ich nahm mir eine Kiste mit 150 Dosen. Dann nahm ich mir eine Kiste mit Büchsen Schweinefleisch und noch eine Kiste – ich weiß heute nicht mehr, was es war, wahrscheinlich Kaffee. Mit diesen drei Kisten kam ich schwer bepackt bis zum „Lindengarten“. Da dachte ich: „Neee, das schaffst du nicht bis nach Hause.“ Ich schaute mich um, ob mich jemand beobachtet, dann versteckte ich eine Kiste im

Gebüsch und schleppte die beiden anderen Kisten nach Hause. Dort habe ich erst einmal eine Büchse Schweinefleisch gegessen. Als ich die versteckte Kiste später holen wollte, war die nicht mehr da – mich hatte also doch jemand beobachtet ...

Am nächsten Tag lief ich sehr zeitig mit zwei Freunden und einem Handwagen ins Proviantamt. Diesmal konnten wir dank des Wagens einen ganzen Zentner Kaffee, aber auch Fliegerschokolade, Büchsenfleisch und weiteres mitnehmen. Als wir alles auf den Wagen geladen hatten und heimfuhren, hatten wir unwahrscheinliches Glück. Wir bogen gerade von der Magazinstraße in die Königsbrücker Straße ein, da kamen zwei oder drei Lkw mit sowjetischen Soldaten und bildeten eine Sperre. Wir waren gerade noch durchgekommen, hinter uns mussten die Leute alles Mitgenommene wieder abgeben. Wenn wir also nur eine halbe Minute langsamer gewesen wären, hätten wir nichts mitnehmen können. Die Hälfte unserer Beute verschenkten wir an die Mitbewohner in unserem Haus und im Vorderhaus, die andere Hälfte teilten wir unter uns Dreien auf.

Ein paar Tage später sind wir wieder ins Proviantamt und haben uns zum Aufräumen angeboten. Das dauerte drei Tage. Uns wurde gesagt, dass wir essen und trinken könnten, was wir wollten, aber wir durften nichts mitnehmen. Ich habe trotzdem in den Hosenbeinen meiner Überfallhosen einiges mit nach Hause gebracht. Einmal hatte ich eine Flasche Sekt mitgenommen, ein anderes Mal Hirse – darüber hatte sich meine Mutter sehr gefreut.

Ich glaube, es war am 10. Mai 1945. Da passierte etwas Seltsames: Da der Krieg beendet war, sammelten sich zahlreiche Polen, die als Zwangsarbeiter in verschiedenen Dresdner Betrieben schufteten mussten, um sich auf den Heimweg zu machen. Es waren Hunderte, die an diesem Tag am Königsbrücker Platz herumstanden, bewacht oder beschützt von einigen wenigen Rotarmisten, und auf ihren Weitermarsch warteten. Sie standen da und hatten sicherlich großen Hunger. Sie suchten nach Essbarem. Damit sie nicht in die einzelnen Häuser einbrechen konnten, hatten sich viele Deutsche gesammelt und bildeten einen menschlichen Schutzwall, damit keine Polen in die Oppelstraße gelangen konnten. Beide Seiten



standen sich drohend gegenüber, die Einen hatten riesigen, unvorstellbaren Hunger und die Anderen wollten ihr Weniges, was sie besaßen, verteidigen. Es passierte minutenlang nichts, keiner rührte sich. Auf einmal öffnete sich im Eckhaus Tannenstraße 16 ein Fenster, das zur Oppelstraße ging. Im Erdgeschoss hatte der Fleischermeister Forkert seinen Laden. Der Fleischer hielt eine lange Wurst in der Hand und reichte sie den ausgehungerten Polen. Was nun geschah, kann man sich kaum vorstellen. Die ausgemergelten Polen rissen ihm die Wurst aus der Hand, schoben den Fleischermeister beiseite und drangen durch das offene Fenster in den Laden ein. Sie räumten alles raus, was an Essbarem zu finden war. Sie müssen ihm den ganzen Laden und die angrenzende Wohnung leer geräumt haben.

Als die herumstehenden Deutschen dies beobachteten, regte sich kein Mitleid mit dem Fleischer. Keiner half ihm. Stattdessen meinten die Leute „Das geschieht ihm

Recht. Uns wollte er nichts geben, behauptete, er habe keine Wurst und kein Fleisch.“

Mein Vater wurde 1933 mehrere Monate inhaftiert, weil er für die Rote Arbeiterhilfe Spenden gesammelt hatte. Ich war damals erst drei, vier Jahre alt, kann mich aber noch genau an einen Besuch im Gefängnis erinnern. Er saß damals u. a. im Gefängnis in der Mathildenstraße hinter dem Gerichtsgebäude am Sachsenplatz ein; das Gefängnis ging beim Bombenangriff am 13. und 14. Februar 1945 kaputt. Meine Mutter musste jede Woche frische Wäsche vorbeibringen und die alte Wäsche mitnehmen. Einmal nahm sie mich mit. Nach der Abgabe der Wäsche kaufte sie in einem Gemüseladen grüne Äpfel. Wir liefen dann am Gefängnis vorbei und konnten oben im zweiten oder dritten Stock meinen Vater aus der Zelle winken sehen. Meine Mutter sagte: „Wenn du schon groß wärst, könntest du jetzt einen Apfel hochwerfen.“



Fritz Rabe (links)

1945 war mein Vater schon 51 Jahre alt und gehörte zum Landsturm. Er musste zunächst als Wachpersonal für gefangene französische Offiziere auf der Festung Königstein dienen, später gehörte er zum Wachpersonal für eine Munitionsfabrik in Königswartha. Als er in sowjetische Kriegsgefangenschaft geriet, marschierte er in einer langen, mehrere Tausend Wehrmachtssoldaten fassenden Kolonne durch die Flutrinne, vorbei an Übigau. Seine Schwester Anna wohnte damals in dem Haus, in dem heute die „Lindenschänke“ ist. Glücklicherweise sah und erkannte sie meinen Vater, konnte ihm sogar ein Brot und ein paar Zigaretten zustecken. Danach ging sie zu meiner Mutter, berichtete ihr von diesem Treffen und davon, dass die Kolonne weiter Richtung Osten marschiert sei. Meine Mutter kannte einen KPD-ler Paulsen, der ebenfalls in der Ooppelstraße wohnte, ging zu ihm und

bat um Hilfe. Dieser Genosse Paulsen wurde in der sowjetischen Kommandantur vorstellig, die damals ihren Sitz in der Schule in der Riesaer Straße (heute: Pestalozzi-Gymnasium) hatte. Ganz offensichtlich konnte er dabei überzeugend darlegen, dass mein Vater kein Nazi, sondern selbst Kommunist war und jetzt dringend beim Aufbau der Stadt benötigt würde.

Inzwischen war die Kolonne aber schon in Cottbus oder Frankfurt/Oder – das weiß ich heute nicht mehr genau. Jedenfalls wurde mein Vater beim Appell aufgerufen und heimgeschickt. Da hatte er wirklich riesiges Glück gehabt, denn die Anderen sind nach Sibirien transportiert worden und kamen erst Jahre später zurück.

Es waren damals turbulente Zeiten. Heute lacht man über vieles, aber damals ging es für uns ums Überleben. Es ging nicht um Abenteuer suchen, sondern darum, etwas ranzuschaffen, um das Durchkommen.